

Männer sind vom Mars – Frauen auch

Der Mythos von den Unterschieden zwischen den Geschlechtern

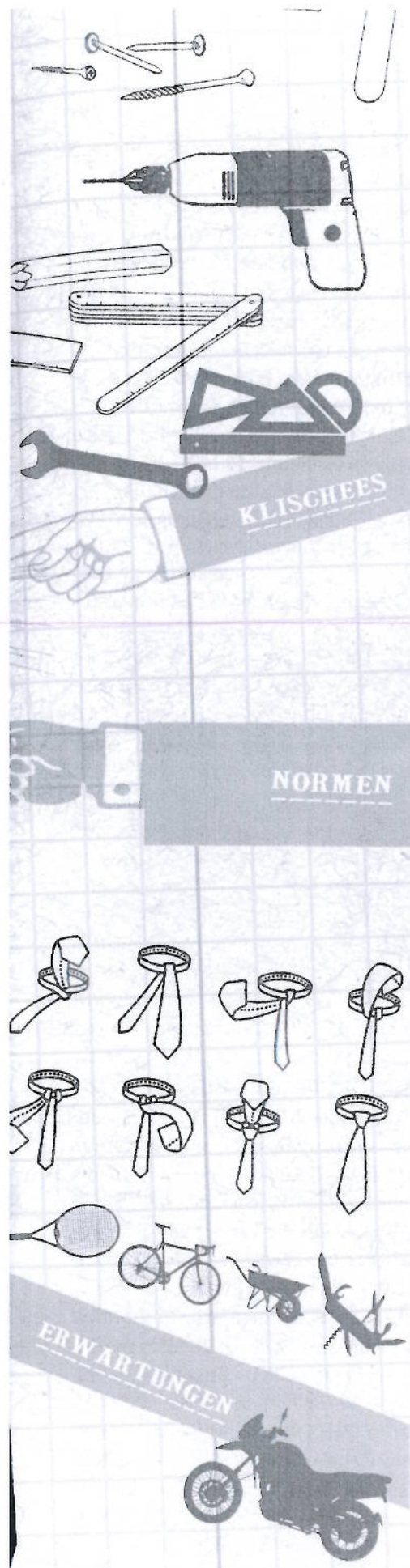
Können Männer besser räumlich denken, Frauen dagegen sich leichter in andere einfühlen? Sind Frauen unbegabte Einparkerrinnen, und fragen Männer grundsätzlich nicht nach dem Weg? Gibt es diese Unterschiede wirklich? Und wenn ja: Sind wir tatsächlich so geboren und können gar nicht anders? Zweifel sind angebracht, meint die australische Forscherin Cordelia Fine. Ihrer Ansicht nach sind die Unterschiede zwischen Mann und Frau nicht biologischer Natur, sondern erlernt

■ BÄRBEL KERBER

Das männliche Gehirn ist ungefähr acht Prozent größer als das weibliche, und auch eine kleine Zellgruppe im Hypothalamus fällt beim Mann umfangreicher aus. Dass es Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Gehirnen gibt, ist Fakt, ebenso wie die Tatsache, dass es Unterschiede im Verhalten und in den Fähigkeiten von Frauen und Männern gibt. Beides will auch Cordelia Fine, Psychologin am *Department of Psychological Sciences* der Universität von Melbourne, nicht bestreiten. Doch sie weist mit Nachdruck darauf hin: Die Verschiedenartigkeit von Frauen und Männern hat nichts mit den biologischen Unterschieden zu tun und ist nicht angeboren, wie uns immer mehr populärwissenschaftliche Bücher, Beziehungs- und Erziehungsratgeber glauben machen

wollen. Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind erlernt – entstanden durch die Einflüsse des gesellschaftlichen Umfelds. Ein Beispiel: Frauen können möglicherweise deshalb besonders die Gedanken anderer lesen und sich in sie einfühlen, so Fine, weil sie ständig daran erinnert werden, dass sie das angeblich gut beherrschen, während Männer diese Fähigkeiten angeblich nicht besitzen. Das wirke wie eine sich selbst erfüllende Prophezeiung. Überdies, so zeigten Tests an Kindern, stimme es gar nicht, dass Jungen den Gesichtsausdruck anderer nicht so gut deuten könnten wie Mädchen.

Geschlechterklischees sind trügerisch, weil der Alltag ihren Wahrheitsgehalt auf den ersten Blick hin zu bestätigen scheint. Wer hat nicht selbst schon seine Kinder oder den Partner dabei



beobachtet, wie diese genau so agierten, wie Mario Barth es in seinen Comedy-shows schenkelklatschend beschreibt? Geschlechterklischees sind verführerisch, denn sie bieten Männern wie Frauen ein simples Erklärungsmuster nach dem Motto „Wir sind eben so“.

Was aber, wenn das, was Mädchen und Jungen, Frauen und Männer als typisch weibliches beziehungsweise typisch männliches Verhalten an den Tag legen, daher rührt, dass die Geschlechter nur das tun, was von ihnen in genau dieser Rolle oder Situation erwartet wird? Jung wird von klein auf mehr Raum für wildes Spielen, Raufen und Um-die-Häuser-Ziehen zugebilligt – von Mädchen werden eher stilles Basteln und Lesen sowie Rücksichtnahme erwartet. Vielleicht führt genau das dazu, dass sich Männer häufig als wortkarge *lone cowboys* mit gutem Orientierungssinn zeigen und Frauen oft die Haus- und Beziehungsarbeit leisten und sich im Hintergrund aufhalten?

Das Geschlecht ist die größte soziale Gruppe, der wir angehören. Und deren Normen möchten wir tunlichst entsprechen. Für viele ist auch heute noch in unserer modernen Gesellschaft nichts schlimmer, als als „unmännlich“ oder „unweiblich“ zu gelten – beides Zuweisungen, die häufig als Schimpfwort gebraucht werden. Mit großer Macht formen die Vorstellungen, wie wir als Mann und als Frau zu sein haben, unser Verhalten. Exakt deshalb sind die Stereotypenbildung und die Verbreitung des Klischeedenkens, so unterhaltsam dieses manchmal sein mag, so gefährlich. Die gute Nachricht ist: Wir sind fern davon, hormongesteuerte Wesen zu sein, die qua ihrer biologischen Zusammensetzung in ihren geschlechtertypischen Rollen gefangen sind – dies klarzustellen, darauf kommt es Cordelia Fine an. Im Übrigen ist sie da nicht allein.

Auch für die amerikanische Sozialmedizinerin Rebecca Jordan-Young sind Bücher wie *Das männliche Gehirn* von Louann Brizendine oder *Frauen denken anders, Männer auch* von Simon Baron-

Cohen etwas „für Leute, die einen Bezugsrahmen für ihre überholten Verhaltensmuster suchen, die bestätigt sehen wollen, dass es eine unüberwindliche Kluft zwischen Männern und Frauen gibt“. Und die Neurobiologin Lise Eliot ist überzeugt: „Jungs reden wenig über Gefühle. Das führt häufig zu der Annahme, sie hätten auch keine. Falsch! Es gibt keinen nennenswerten Unterschied in der Fähigkeit zur Empathie zwischen Kindern, auch nicht zwischen Jungen und Mädchen.“ Das heißt, Mädchen sind nicht etwa von Natur aus einfüh-

zu tun, dass wir in einer Zeit und in dieser Gesellschaft leben, in der Identität Allgemeines und die geschlechtlich Besonderen nicht mehr eindeutig gelegt sind“, erklärt die Sozialwissenschaftlerin Hilde von Balluseck. Unclear, die „in einer sensationslüsternen Form die Geschlechterdichotomie kräftigen, liefern biologische Argumente, die gerne aufgegriffen werden diese Unsicherheiten im Hinblick auf Geschlechtsidentität zu beseitigen“.

Die Kritik, wie sie Cordelia Fine diesen „biologischen Argumenten“



samer – sie dürfen ihre Gefühle bloß mehr zeigen. In ihrem Buch *Pink Brain, Blue Brain* zeigt Eliot, bestärkt durch eigene Forschungen, dass die gängigen Urteile nicht mehr sind als Mythen und die Unterschiede im Verhalten der Geschlechter erst im Laufe der kindlichen Entwicklung bis zur Pubertät durch äußere Einflüsse – also Eltern, Lehrer und gesellschaftliche Konventionen – entstehen.

Warum aber haben die Bücher von Allan und Barbara Pease, von Louann Brizendine und Co. ebenso großen Erfolg, weshalb kommen Mario Barth mit seiner Show „Männer sind primitiv, aber glücklich!“ und neuerdings Dieter Nuhr mit der TV-Sendung „Typisch Frau – Typisch Mann“ so gut an? „Das hat damit

drucksvoll übt, ist niederschmetzt. Hauptsächlich macht sie diese an verlässlichen Messmethoden fest und nachlässigen Rückschlüssen, die nur hauchdünnen Belegen basieren. In beispielsweise die Versuchung der Forscher, modernste bildgebende Verfahren wie die Magnetresonanztomografie (MRT) einzusetzen und überzubewerten, da das Bildmaterial dieser hochkomplexen Apparate beeindruckend ist. Fine warnt vor verfrühten Rückschlüssen von Hirnstruktur und Gehirnaktivität auf das Verhalten, denn bei dieser Technik stecke die Forschung noch in den Kinderschuhen. „Zudem ist, weil die Anwendung seiner ist, die Zahl der Untersuchungen geringer, wenn Teilnehmer bei bildgebenden Verf-

Hormone und Gehirnstrukturen sind nicht entscheidend.

Geschlechtertypisches Verhalten wird eher durch Glaubenssätze beeinflusst

meist sehr gering und macht diese damit besonders unzuverlässig – nicht zuletzt, weil bei so wenigen Teilnehmern Störungsgrößen wie Koffeineinnahme, Menstruationsphase oder Atemzyklus viel mehr ins Gewicht fallen und das Ergebnis verfälschen“, beschreibt Cordelia Fine das Problem.

Auch Tests, bei denen emotionale Reaktionen auf schockierende Bilder gemessen werden und in denen bei Männern andere Hirnareale aufleuchten als bei Frauen, zeigen zunächst nur, dass es einen Unterschied gibt. Die entscheidende Frage aber ist, warum es diese Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Gehirnen gibt, also wie diese Unterschiede entstanden sind. Denn – das wissen Hirnforscher inzwischen ziemlich genau – unsere Gehirne verändern sich, und zwar ständig, im Wechselspiel mit der Umwelt. Hirnforscher sprechen von „neuronaler Plastizität“, was bedeutet: Die Schaltkreise unseres Gehirns sind Produkte unserer physikalischen, sozialen und kulturellen Umgebung, unseres Verhaltens und unserer Gedanken.

Der Haupteinwand gegen die Erklärungen vieler populärwissenschaftlicher Geschlechtertheorien ist, dass diese eine lineare Abhängigkeit von Gehirnstruktur, Hormonwirkung und Verhalten zeichnen, die es in dieser simplifizierten Form nicht gibt: Wir sind wesentlich komplexer. Die Tatsache zum Beispiel, dass erfolgreiche Sportler viel Testosteron aufweisen, wurde früher als Indiz dafür gewertet, dass das Testosteron dem Athleten zum Sieg verhilft. Doch heute weiß man durch neuere Tests, es ist exakt umgekehrt: Es ist der Sieg, der den Testosteronpegel im Körper erhöht.

Weniger als Hormone sind es vielmehr Erwartungen und Glaubenssätze, die einen machtvollen Einfluss auf unser Verhalten haben. Wenn Frauen, so Cordelia Fine, in Tests vorgegaukelt wird, sie würden auf einen charmanten Macho treffen, schlüpfen sie in eine feminine Rolle. Und wenn der Mann gar als ziemlicher Sexist beschrieben wird, verhalten sie sich tatsächlich noch weiblicher, also stereotyper. Sogar die Fähigkeiten, die wir als Frau und Mann vorweisen, werden durch Rollenerwartungen beeinflusst. Wird Frauen beispielsweise vor einem Mathematiktest gesagt, Männer und Frauen seien gleich gut in solchen Tests, schneiden sie tatsächlich besser ab, als wenn sie hören, Männer seien „eben nun mal“ besser in mathematischen Aufgaben. Noch eklatanter wirkt die – wie Fine sie nennt – „stereotype Wolke“, wenn sie durch Kleidung verstärkt wird. Frauen, die einen Badeanzug trugen, zeigten schlechtere Ergebnisse in Mathetests als jene, die in Alltagskleidung die Tests absolvierten. Männer hingegen, ob in Badehose oder Pullover, zeigten unverändert die gleichen mathematischen Leistungen.

Nicht minder verblüffend ist der Effekt, den Akira Miyake, Psychologieprofessor an der Universität von Colorado, erzielte, indem er je zweimal zu Beginn des Studienjahrs die dortigen Studenten und Studentinnen eine 15-minütige Übung durchführen ließ: Er bat sie, niederzuschreiben, welche Werte für sie persönlich von Bedeutung seien und weshalb. Normalerweise schneiden die Männer in den Physiktests deutlich besser ab als die Frauen. Durch die Teilnahme an der Übung verbesserten die Frauen jedoch ganz spürbar ihre Physikergebnisse. Erklärt wird das damit,

Von der Sehnsucht nach Heimat



Anselm Grün stillt unsere Sehnsucht nach Heimat, die immer mehr Menschen angesichts grenzenloser Mobilität und zunehmender Unübersichtlichkeit kennen. Er inspiriert zur eigenen Spurensuche und zeigt, wo jeder von uns seine Heimat finden kann.

Anselm Grün

Wo ich zu Hause bin

Von der Sehnsucht nach Heimat
Gebunden mit Schutzumschlag

160 Seiten

€ [D] 16,95

ISBN 978-3-451-61017-2

KREUZ

In jeder Buchhandlung oder
unter www.kreuz-verlag.de

Was Menschen bewegt

Kinder wollen zu „ihrem“ Geschlecht gehören.

Deshalb muss „genderneutrale“ Erziehung scheitern

dass die Bedrohung durch die Geschlechterstereotype hier ausgeschaltet wird: Indem durch die simple Übung persönliche Werte bestärkt und das Selbstwertgefühl verbessert werden, glauben die Studentinnen mehr an sich – und das ist etwas, das bei Menschen den entscheidenden Erfolg bringen kann, die sich von negativen Klischees (wie: „Frauen tun sich schwer mit Physik“) beeinträchtigen lassen.

schenkpapier ist vom Geschlecht abhängig. Vermittelt wird hier: Mädchen sind süß und spielen zu Hause – Jungen sind wild und erobern die Welt (siehe dazu auch auf Seite 26 *Typisch Mädchen? Typisch Jungs?* und auf Seite 82 *Jungen, wie anders sind sie?*).

Selbst noch so gut meinende Eltern haben konkrete Überzeugungen und Erwartungen hinsichtlich des Geschlechterverhaltens im Kopf, ob bewusst oder

„Wenn von mir erwartet wird, dass ich nicht rückwärts einparken und Flaschen nicht öffnen kann, werde ich mich ziemlich inkompetent fühlen. Wenn etwas zu schwer für mich zu sein scheint, finde ich es unausweichlich zu schwer.“ Nicht umsonst beginnt Cordelia Fine ihr Buch *Delusions of Gender* mit diesem Zitat des Transsexuellen Jan Morris. Ähnliches hören wir in umgekehrten Fällen über Mädchen, die in Afghanistan als Jungen verkleidet leben (weil ihre Familien sie als Jungen brauchen, die im Gegensatz zu Mädchen arbeiten dürfen und die ihre Mütter begleiten müssen, weil diese sich in der Öffentlichkeit als Frau nicht allein bewegen dürfen). In einer Reportage über eines dieser Kinder wurde verblüfft festgestellt: „Wenn sie unter Jungen ist, verhält sie sich wie ein Junge. Ist sie unter Mädchen, verhält sie sich wie ein Mädchen.“

Folgen wir Cordelia Fine und vielen weiteren Forscherinnen, dann sind sich Frau und Mann in ihren Fähigkeiten, Wünschen und Bedürfnissen ähnlicher, als wir denken. Momentan aber noch trägt fast jeder und jede von uns dazu bei, den sozialen und kulturellen Einfluss zu verstärken, der uns in typisch weiblicher oder männlicher Manier verhalten lässt. Wir haben keine Vorstellung, wie Frauen und Männer wirklich wären, wenn wir uns frei von diesem Einfluss entwickeln könnten.

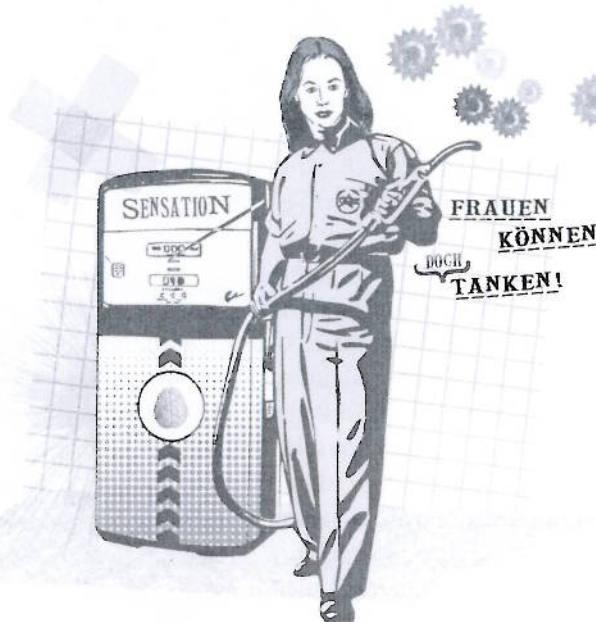
Literatur

Louann Brizendine: *Das männliche Gehirn*. Hoffmann & Campe, Hamburg 2010

Simon Baron-Cohen: *Frauen denken anders, Männer auch*. Heyne, München 2009

Lise Eliot: *Pink brain, blue brain*. Houghton Mifflin, Boston 2009

Cordelia Fine: *Delusions of gender: The real science behind sex differences*. Norton & Company 2010



Wenn wir nun in unserem Geschlechterverhalten dermaßen durch die Außenwelt beeinflusst werden, nützt eine geschlechterneutrale Erziehung denn dann? Nein, sagt Psychologin Fine, denn diese ist schlichtweg unmöglich. Von Geburt an sind Kinder einer konstanten Flut an geschlechtsspezifischen Produkten ausgesetzt – ob die Eltern es nun wollen oder nicht: die rosa oder himmelblaue Glückwunschkarte zur Geburt, Kleidung mit Feen oder Spiderman, Tassen und Teller, verziert mit Ponys oder Raketen, Barbiepuppen oder Holzlaster, selbst das Motiv auf dem Ge-

unbewusst. So zeigten Studien, dass Eltern ihre Söhne tendenziell als viel jünger und ihre Töchter als mädchenhafter einschätzen, als sie tatsächlich sind. Von klein auf bekommen Kinder aufgezeigt, wie man als Mädchen und wie man als Junge zu sein hat. Wie also sollen sie sich dem entziehen können? Babys werden in eine Welt geboren, in der das Geschlecht die sichtbarste Unterscheidung von anderen und die bedeutendste Kategorie darstellt, der sie auch unbedingt zugehören wollen. Deshalb kann genderneutrale Erziehung nur scheitern.